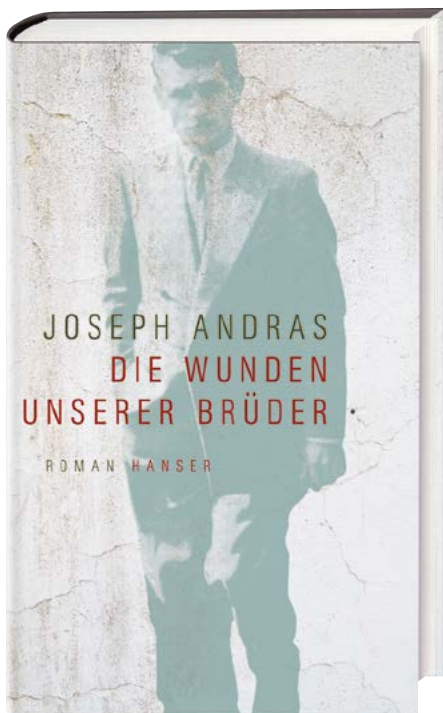


Leseprobe aus:

Joseph Andras
Die Wunden unserer Brüder



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



JOSEPH ANDRAS
DIE WUNDEN
UNSERER BRÜDER

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Hamm

Carl Hanser Verlag

Die französische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel *De nos frères blessés*
bei Actes Sud in Arles.

Mit einem Glossar und einer
Nachbemerkung von Claudia Hamm.

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25641-5

© Actes Sud, 2016

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2017

Satz im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Iveton bleibt ein irgendwie verfluchter Name ... Man fragt sich, wie Mitterrand das ertragen konnte. Ich musste den Namen zwei-, dreimal in seiner Gegenwart erwähnen, er löste jedes Mal ein fürchterliches Unbehagen bei ihm aus, das sich in einen Schluckauf verwandelte ... Da prallt man auf die Staatsräson.

BENJAMIN STORA UND FRANÇOIS MALYE,
François Mitterrand et la guerre d'Algérie

Kein aufrechter, stolzer Regen, nein. Kümmerliches Geniesel. Verkniffen. Halbherzig. Fernand wartet zwei, drei Meter neben der asphaltierten Straße im Schutz einer Zeder. Dreizehn Uhr dreißig hatten sie gesagt. Mehr als vier Minuten. Dreizehn Uhr dreißig, so war es doch. Unerträglich, dieser kriecherische Regen, nicht mal Mut zu ordentlichen Bindfäden, nur ein paar geizige Tropfen, die mit spitzen Fingern den Nacken befeuchten, so einfach kann man es sich machen. Drei Minuten. Fernands Blick klebt an seiner Uhr. Ein Auto fährt vorüber. Ist sie es? Der Wagen hält nicht. Vier Minuten Verspätung. Hoffentlich nichts Schlimmes. In der Ferne das nächste Fahrzeug. Ein blauer Panhard. Nummernschild aus Oran. Sie hält am Straßenrand – der Kühlergrill scheppert, ein altes Modell. Jacqueline ist allein gekommen, beim Aussteigen schaut sie sich um, erst nach links, dann nach rechts und noch einmal nach links. Hier, die Papiere, es steht alles drauf, Taleb hat an alles gedacht, keine Sorge. Zwei Zettel mit genauen Angaben, einer pro Bombe. *Zwischen 19 Uhr 25 und 19 Uhr 30. Zündfrist 5 Minuten ... Zwischen 19 Uhr 23 und 19 Uhr 30. Zündfrist 7 Minuten ...* Er macht sich keine Sorgen: Sie ist da, hier, nur das zählt. Fernand schiebt die Blätter in die rechte Tasche seines Blaumanns. Als er sie zum ersten

Mal bei einem Genossen gesehen hat, die Jacqueline, bei gedämpften Stimmen und Lichtern, wie es sein muss, hat er sie für eine Araberin gehalten. Dunkel war sie, sehr dunkel, das schon, lange Hakennase und volle Lippen, das schon, aber trotzdem, nein, keine Araberin ... Rund gewölbte Lider über großen, dunklen und doch offen lachenden Augen, schwarzen Früchten mit leichten Schatten darunter. Eine schöne Frau, kein Zweifel. Sie hebt zwei Schuhkartons aus dem Kofferraum, Größe 42 und 44 steht auf der Seite. Zwei? Oh, das geht nicht. Ich habe nur diese Tasche hier, schau, die ist nicht groß genug, mehr als eine passt da nicht rein. Außerdem hat mich der Vorarbeiter im Visier, ich fliege auf, wenn der mich mit einer zweiten Tasche zurückkommen sieht. Doch, wirklich, glaub mir. Fernand hebt eine der Schachteln ans Ohr: Was für ein Höllenlärm, sag mal, tick tack tick tack tick tack, bist du sicher, dass ...? Taleb hat getan, was er konnte, besser ging's nicht, aber alles wird gut gehen, keine Sorge, erwidert Jacqueline. Klar. Steig ein, ich setz dich ein Stück weiter ab. Komischer Name, die Ecke hier, nicht? Über irgendwas muss man ja reden, sagt sich Fernand und denkt, solange es nicht getan ist, redet man besser sonstwas als darüber. Die Schlucht der Wilden Frau. Kennst du die Legende?, fragt sie. Nicht wirklich. Oder ich habe sie vergessen ... Eine Frau – es war im letzten Jahrhundert, aber das macht uns auch nicht jünger –, eine Frau hatte ihre zwei Kinder im Wald dort unten verloren, nach einer Mahlzeit, einem Picknick, einem kleinen Nickerchen im Gras im Frühling – aufzeichnen muss ich es dir wohl nicht –, die armen Kleinen waren in der Schlucht verschwunden, niemand hat sie je

wiedergefunden, und die Mutter drehte vollkommen durch, sie wollte nicht aufgeben, sie suchte ihr ganzes Leben lang weiter nach ihnen, deshalb nannte man sie die Wilde, sie sprach nicht mehr und stieß höchstens kurze Schreie aus wie ein verletztes Tier, tja, und irgendwann fand man irgendwo ihre Leiche, vielleicht dort, wo du auf mich gewartet hast, wer weiß? Fernand lächelt. Komische Geschichte, wirklich. Sie hält an. Steig hier aus, die sollen das Auto nicht in der Nähe der Fabrik sehen. Viel Glück. Er steigt aus dem Fahrzeug und winkt ihr nach. Jacqueline erwidert den Gruß und drückt aufs Gaspedal. Fernand schiebt die Sporttasche auf seiner Schulter zurecht. Blassgrün mit einem hellen Streifen an der Riemenöffnung – ein Freund hat sie ihm geliehen, sonst geht er sonntags damit Basketball spielen. So natürlich wie möglich aussehen. Als ob nichts wäre, gar nichts. Seit mehreren Tagen schon trägt er sie mit sich zur Arbeit, um den Blick des Wachpersonals daran zu gewöhnen. An etwas anderes denken. Die wilde Frau aus der Schlucht, komische Geschichte, wirklich. Mom' ist da. Seine schwere, entschlossene Nase über dem Schnauzbart. Alles noch in Ordnung? Ja, klar, ich war nur ein bisschen draußen, mir die Beine vertreten, die Maloche heut Morgen hat mich ziemlich erledigt. Mit dem Regen hat das nichts zu tun, Mom', 'ne Lappalie, sag ich dir, nur ein kleiner Sprühregen, gleich wieder vorbei ... Lappalie, Lappalie, wie der redet, dieser Franzmann. Mom' klopft ihm auf die Schulter. Fernand denkt an die Bombe in seiner Tasche, die Bombe und ihr Tick-tack-tick-tack. Vierzehn Uhr, Zeit, um an die Maschinen zurückzukehren. Ich komme, Mom', ich stell nur meine

Tasche ab, ja, bis gleich. Fernand fegt mit einem Blick den Hof durch und dreht sich wohlweislich nicht um. Als ob nichts wäre. Keine plötzliche Bewegung. Er schlenkert zu dem leerstehenden Raum, den er vor drei Wochen gefunden hat. Der Gasometer der Fabrik wäre unerschwingbar gewesen, drei Wachposten hätte er überwinden müssen und Stacheldrahtzäune. Schlimmer als eine Bank mitten in der Stadt oder ein Präsidentenpalast – ganz zu schweigen davon, dass man sich von Kopf bis Fuß ausziehen muss, bevor man hineindarf, zumindest fast. Unmöglich halt. Außerdem zu gefährlich, viel zu gefährlich, hatte er dem Genossen Hachelaf anvertraut. Keine Toten, vor allem keine Toten. Besser der kleine, verlassene Raum, den nie jemand betritt. Matahar, der alte Arbeiter mit dem Gesicht wie zerknittertes Papier voller Senf, hatte ihm ohne das geringste Misstrauen den Schlüssel gegeben – nur für eine kleine Siesta, Matahar, ich gebe ihn dir morgen zurück, sag den anderen nichts, versprochen? Nur eine Antwort hatte der Alte darauf gehabt, **والله العظيم**, von mir erfährt niemand ein Sterbenswörtchen, Fernand, schlaf ruhig. Er zieht den Schlüssel aus seiner rechten Tasche, dreht ihn im Schloss, schaut verstohlen hinter sich, niemand, geht hinein, öffnet den Schrank, stellt die Sporttasche ins mittlere Fach, schließt die Tür wieder und dreht den Schlüssel einmal um. Dann geht er zum Haupteingang der Fabrik, grüßt wie üblich den Wachmann und begibt sich an seine Werkzeugmaschine. Siehst du, Mom', der Regen hat schon aufgehört. Ja, tatsächlich, er hat es bemerkt, trotzdem, ein Novemberdrecks Wetter, auch wenn es nur sein eigenes graues Gesicht beleidigt. Fernand setzt sich an seine Drehma-

schine und zieht seine an den Handgelenken abgewetz-
ten Handschuhe über. Ein Kontaktmann, dessen Namen
und Vornamen er nicht kennt, wird heute Abend um
neunzehn Uhr, kurz bevor die Bombe explodiert, am
Fabrikausgang auf ihn warten. Dann wird er ihn zu ei-
nem Versteck fahren, dessen Adresse er ebenfalls nicht
kennt, er weiß nur, dass es sich in der Kasbah befindet,
von wo aus er dann zum Unterschlupf gelangen soll.
Vielleicht am nächsten Morgen oder ein paar Tage später,
darüber entscheidet nicht er. Hinter der Maschine blei-
ben und geduldig auf Betriebsschluss warten, wie jeden
Tag und wie jeder, die grünen, abgewetzten Handschuhe
ablegen, wie immer, ein bisschen mit den Freunden
scherzen, bis morgen, das war's, schönen Abend zusam-
men, grüß die Familie. Nicht den geringsten Verdacht er-
wecken: Hachelaf hat es ihm noch und noch einmal ein-
geschärft. Fernand versucht, an nichts zu denken, doch
er denkt an Hélène, er kann nicht anders – das Gehirn,
dieses anderthalb Kilo schwere Balg, ist launisch. Wie
wird sie reagieren, wenn sie erfährt, dass ihr Mann
Algier verlassen hat, um in den Untergrund zu gehen?
Ahnt sie es schon? War es wirklich richtig, dieses Ge-
heimnis für sich zu behalten? Die Genossen waren sich
sicher. Der Kampf zwingt die Liebe zu Versteckspielen,
die Ideale fordern ihre Opfer – der Kampf und das Blau
der Blumen verhalten sich wie Hund und Katz zueinan-
der. Doch, für den reibungslosen Ablauf der Sache war es
besser. Es ist fast sechzehn Uhr, als man ihn von hinten
ruft. Fernand dreht sich um, will auf das Fragezeichen
antworten, das seinen Namen heraushebt. Bullen. Ver-
dammt. Kaum dass ihm die Idee kommt loszurennen,

packt man ihn schon und hält ihn fest. Sie sind zu viert, vielleicht zu fünft – auf die Idee, sie zu zählen, kommt er jetzt nicht. Etwas weiter entfernt der Vorarbeiter Oriol, der vorgibt, nicht zu ... – und doch muss sich sein schmales Drecksmaul zwingen, nicht zu lächeln, nichts zu verraten, man weiß ja nie, was man so hört, sind die Kommunisten Meister der Vergeltung. Drei Soldaten eilen herbei, bestimmt Gefreite der zur Hilfe geholten Luftwaffe. Wir haben die Fabrik umzingelt und alles durchsucht, bis jetzt haben wir nur eine Bombe entdeckt, in einer grünen Tasche in einem Schrank, berichtet einer von ihnen. Ein Bubi. Bartloses Baby. Kindskopf unter rundem Käppi. Alle drei tragen Maschinengewehre über der Schulter. Fernand sagt nichts. Wozu auch? Er hat eine fürchterliche Niederlage erlitten, seine Zunge hat zumindest den Anstand, das zuzugeben. Einer der Polizisten durchwühlt seine Taschen und findet in der rechten Tablets Zettel. Es gibt also noch eine weitere Bombe. Aufregung in den vereidigten Köpfen. Wo ist sie, herrscht es Fernand an. Es gibt nur eine, das ist ein Irrtum, Sie haben sie schon gefunden. Bringt ihn ins Hauptrevier von Algier, sofort, befiehlt der Chef. Oriol hat sich nicht von der Stelle bewegt; wäre ja schade, auch nur ein Fitzelchen zu verpassen. Als Fernand, jetzt in Handschellen, an ihm vorbeigeführt wird, mustert er ihn: Fernand hat mit einem als Schuldbekennntnis getarnten Grinsen gerechnet, doch nichts da, nicht mal ein Zucken; der Vorarbeiter bleibt unbewegt und sichtlich heiter und unbeirrt, sollen die Soldaten doch die Sache regeln. Hat er ihn verpöffen? Hat er ihn den Raum betreten und ohne Tasche herauskommen sehen? Oder war es der alte Matahar? Nein,

er nicht reden will. Zwei Polizisten zerren ihn hoch, und während sie ihn unter den Armen festhalten, schnallt ein dritter ihm den Gürtel auf und zieht ihm die Hose und seine marineblaue Unterhose herunter. Legt ihn auf die Bank! Seine Hände und Füße sind gefesselt. Ich muss durchhalten, sagt er sich, ich muss standhaft bleiben. Für Hélène, für Henri, das Land, die Genossen. Fernand zittert. Und schämt sich, dass er jetzt so wenig Kontrolle über seinen Körper hat, sein eigener Körper könnte ihn verraten, ihn aufgeben, an den Feind verkaufen. Es steht doch auf deinen Zetteln, in zwei Stunden geht sie hoch, wo habt ihr sie versteckt?

An der Tür klopft es. Hämmert es. Polizei! Aufmachen! Hélène ist sofort klar, dass sie wegen Fernand da sind. Wenn sie hierherkommen, dann haben sie ihn nicht bei sich. Ist er auf der Flucht? Was hat er bloß gemacht? Sie stürzt ins Schlafzimmer, reißt ein Dutzend Blätter aus dem Nachttisch, und zerpflückt sie in kleine Stücke. Polizei! Aufmachen! Es trommelt. Fernand hatte es ihr eingeschärft: Wenn mir mal etwas zustößt, zerstörst du das alles sofort, ja? Sie rennt zur Toilette, wirft die Schnipsel hinein, zieht die Spülung. Ein paar Fetzen schwimmen noch an der Oberfläche. Sie zieht noch einmal.

Die Bombe, du Arsch, rede! Die Elektroden kleben am Hals, an den Kopfwendemuskeln. Fernand heult auf. Er erkennt seine eigenen Schreie nicht wieder. Raus damit! Der Strom brennt ins Fleisch. Bis zur Lederhaut ist er schon gedrunken. Sobald du redest, hören wir auf.

Djilali und Jacqueline erreichen den Platz. Ein paar Nonnen gehen an einem alten, bärtigen Mann mit Tur-

ban vorbei, ein anderer, jüngerer Araber, aber mit einem dunkelbraunen Anzug bekleidet, hilft ihm beim Überqueren, so betagt zittert der Alte auf seinem Stock dahin. Die Kakophonie der Automobile und Oberleitungsbusse, ein Fahrer schimpft und schlägt mit der flachen Hand gegen die Tür seines Fahrzeugs, ein paar Jungen spielen unter einer Palme Ball, eine Frau in Haik trägt ein in ihre Umarmung verkrochenes Kleinkind. Die zwei sagen nichts, aber sie bemerken es beide: Die Mannschaftswagen der Compagnies Républicaines de Sécurité in den Straßen kann man kaum noch zählen. Die ersten Attentate, zu denen der FLN sich bekannt hat, haben die Nerven der Stadt gelinde gesagt blankgelegt. Noch niemand nennt ihn so, aber er ist da: der »Krieg«, den man der öffentlichen Meinung unter dem bescheidenen Namen »Ereignisse« verkauft. Erst Ende September die Explosionen in der Milk-Bar und im La Cafétéria in der Rue Michelet und dann vor zwei Tagen der Bahnhof von Hussein Dey, der Monoprix in Maison-Carrée, ein Reisebus, ein Zug auf der Strecke Oujda-Oran und zwei Cafés in Mascara und Bougie ... Jean wohnt in der Rue Burdeau. Geh lieber zuerst allein rauf, flüstert Djilali Jacqueline zu, dann kann ich dir den Rücken decken. Sie stößt die Tür mit ihrer Einkaufstasche auf. Er schaut sich um, nichts Verdächtiges, kein Polizist weit und breit.